



Harriet Brown

**Gramm
für Gramm
zurück ins
Leben**

*Unsere Tochter besiegt
die Magersucht*

Die
Geschichte
einer Familie,
hautnah
erzählt

BELTZ

Leseprobe aus: Brown, Gramm für Gramm zurück ins Leben, ISBN 978-3-407-85947-1

© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-85947-1>

Was jeder wissen sollte

SCHLIESSEN SIE DIE AUGEN. Stellen Sie sich vor, Sie stehen in einer Bäckerei. Nicht einfach in irgendeiner Bäckerei – in der besten Bäckerei von Paris. Die Fenster sind beschlagen, viele Menschen drängen sich vor den langen Vitrinen. Der Raum duftet, und Sie können Ihren Blick nicht abwenden von den Zimtbrötchen, den Croissants und den *Petit Fours* mit ihrem Zuckerguss. Auf jedem Tisch steht mindestens ein Korb voller knuspriger, ofenwarmer Baguettes.

Und Sie sind hungrig. Sie sind sogar völlig ausgehungert. Der Hunger wirbelt wie ein Tornado in Ihrem Bauch. Der Hunger ist ein Tiger, der seine Krallen an Ihren zarten Eingeweiden schärft. Sie stehen vor den Vitrinen und versuchen zu schlucken, aber Ihr Hals ist trocken und Ihr Magen krampft sich zusammen.

Nichts würden Sie lieber tun, als ein *Éclair* zu verzehren, die Creme und den Schokoladenguss auf der Zunge zu spüren. Sie träumen davon, das Ende eines Biskuitröllchens abzubeißen, zu spüren, wie der Teig nachgibt, die kurze molekulare Reibung der Glasur an Ihren Zähnen, die Ihren Mund mit Süße füllt. Die Frau neben Ihnen greift in eine weiße Papiertüte und bricht ein Stück von einem Brötchen ab. Sie sehen die kleine Dampfwolke, die aus dem weichen Inneren aufsteigt,

und atmen warmen Hefeduft ein. Die Frau steckt es in den Mund und kaut, und Sie kauen mit. Sie können fast das Brot schmecken, das sie isst. Fast.

Aber eigentlich können Sie das nicht, denn wie lange haben Sie den Geschmack von Brot nicht mehr erlebt? Einen Monat? Ein Jahr? Und obwohl Ihr Magen an der Wirbelsäule schabt und Ihre Augen hohl sind, obwohl der Tiger Ihren Bauch zerkratzt, können Sie nicht essen. Sie wollen, Sie *müssen* essen, aber Ihre Angst ist größer als Ihr Hunger. Denn wenn Sie es tun – wenn Sie einen Löffel voll Magermilchjoghurt herunterwürgen oder fünf Salzstangen oder eine Weintraube –, dann erhebt sich eine Stimme in Ihrem Kopf, ein Flüstern, ein schmeichelnder Seufzer: *Du hast es nicht nötig, zu essen, du bist stark, so stark. So ist es recht. Braves Mädchen.*

Bald schon verwandelt sich das Flüstern in ein Zischen, das Ihren Kopf ausfüllt: *Du verdienst es nicht, zu essen. Du bist schwach, wertlos. Du bist widerlich. Du verdienst es nicht, zu leben.* Du, du, du. Die Stimme ist ein Trommeln, ein Heulen, ein Messer, das in Ihren Gedärmen wühlt. Sie weiß, was Sie denken. Sie weiß alles, was Sie tun. Je mehr Sie versuchen, sie auszublenden, desto lauter wird sie, bis sie Ihnen ins Ohr schreit: *Du bist fett. Du bist ein Schwein. Du ekelst alle Leute an. Niemand liebt dich, und niemand wird dich je lieben. Du verdienst keine Liebe. Du hast gesündigt, und jetzt musst du bestraft werden.*

Also essen Sie eben nicht, obwohl Sie ständig ans Essen denken. Obwohl Sie den ganzen Tag, wo immer Sie sind – ob Sie über den Hausaufgaben oder mit Freunden zusammensitzen, ob Sie schlafen wollen –, mit einem Teil Ihres Bewusstseins in der Bäckerei stehen, magnetisiert von Hunger und Angst, und die Stimme knurrt und wummert. Sie müssen da stehen bleiben, Ihr Inneres hängt nur noch in Fetzen, gähnend

leer, bis auf Ihre Sehnsucht. Für Sie gibt es kein Brot, keinen warmen, buttrigen Kuchen. Es gibt nur die erbarmungslose Stimme in Ihrem Kopf, schrill, unaufhörlich, hinterhältig. Es gibt nur Sie, verlassener als je zuvor. Sie werden kleiner und zerbrechlicher. Sie können nirgendwo anders hin.

Die Stimme ist jetzt ein Stück von Ihnen, Ihr Freund und Folterer. Sie können nicht dagegen angehen, und Sie wollen es auch gar nicht. Sie sind eben doch nicht so stark. Sie können es nicht ertragen, und Sie kommen nicht davon los. *Sie verdienen nicht, zu leben.* Sie wollen sterben.

So fühlt es sich an, wenn man Magersucht hat.

Ich habe nie Magersucht gehabt, aber ich habe damit gelebt. Ich habe sie genau beobachtet an einer Person, die ich liebe: meiner ältesten Tochter Kitty, die mit vierzehn Jahren krank wurde. Ich musste mit ansehen, wie das optimistische, liebevolle, mitfühlende Mädchen, das ich kannte, wütend und irrational wurde, zurückgezogen und depressiv, von Nahrungsmitteln besessen, aber unfähig, zu essen. Ich musste zusehen, wie sie sich in Ängsten wand, musste hören, wie sie mich und meinen Mann um Hilfe anflehte, um dann im selben Atemzug zu kreischen, wir wollten sie vergiften, sie dick machen, sie umbringen. Die Stimme, die aus ihrem Mund kam, erkannte ich nicht wieder, ihr Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ich hielt sie in den Armen und fühlte den Bogen jeder einzelnen Rippe, konnte die Knochen in ihrem Ellbogen zählen und sah, wie ihr Brustbein durch die papierdünne Haut ihres Brustkorbs heraustrat. Ich fühlte die Zuckungen ihres Körpers und wusste, dass der Trost, den ich zu bieten hatte, nicht genügte; er war ein Nichts gegenüber dem Ding, das ihr das Fleisch von den Knochen fraß und das Leuchten in ihren Augen zum Verlöschen brachte.

Ich hatte nicht geahnt, dass Magersucht so aussieht.

Bevor Kitty krank wurde, glaubte ich, Essstörungen bekämen nur die Kinder anderer Leute. Nicht meine Tochter, die klug und vernünftig war, stark und witzig, ein Kind, das mühelos seinen Weg durch die Fallstricke vergifteter Mittelstufen-Freundschaften fand. Allerdings passte sie in das klassische Profil: perfektionistisch, pingelig, was ihr Aussehen und ihre Kleidung anging. Manchmal war sie gnadenlos, besonders mit sich selbst. Sie war sportlich, eine Turnerin; ihr Lieblingsgerät war der Schwebebalken – was mir sehr passend erschien für ein Mädchen, das so anmutig auf der Linie zwischen Kindheit und Adoleszenz balancierte.

Aber sie würde doch nie eine Essstörung bekommen! Dazu war sie viel zu intelligent.

Bevor meine Tochter krank wurde, glaubte ich, Jugendliche mit Magersucht wollten nur Aufmerksamkeit, sie hätten eine Schraube locker, seien gelangweilt, spielten sich auf oder neigten zur Selbsterstörung. Aber meine Tochter war überhaupt nicht so. Sie schien vergnügt und gut angepasst; sie hatte Freunde, Interessen, war leidenschaftlich neugierig. In der sechsten Klasse hielt sie ein Referat über Essstörungen. Sie kannte also die Gefahren. Sie würde nie beschließen, Magersucht zu bekommen. Sie war sicher.

Über vieles war ich im Irrtum, aber in einem hatte ich recht. Kitty suchte sich die Magersucht nicht aus. Die Magersucht suchte Kitty aus. Und brachte sie beinahe um.

In Kittys dünnsten Zeiten schlug ihr Herz gefährlich langsam; es hätte jederzeit stehen bleiben können. Zwischen 10 und 20 Prozent aller Magersüchtigen sterben an Herzinfarkt, an anderen Komplikationen oder durch Selbstmord. Die Krankheit hat die höchste Sterblichkeitsrate aller mentalen Krankheiten. Kitty hätte ihr Leben auch anders verlieren kön-

nen, auf der Achterbahn aus Rückfall und Genesung, Hospitalisierung und Ambulanz, die durchschnittlich fünf bis sieben Jahre verschlingt. Oder nie mehr aufhört: Nur die Hälfte aller Magersüchtigen wird gesund. Die andere Hälfte vegetiert in Dysfunktion und Verzweiflung. Freunde und Verwandte geben sie auf. Ärzte behandeln sie nur sehr widerwillig. Sie werden in der Bäckerei stehen gelassen mit der Stimme, die ihnen in den Ohren klingt. Allein und verlassen.

Kitty suchte sich die Anorexie nicht aus. Niemand sucht sich Anorexie oder Bulimie oder sonst eine Essstörung aus. Intelligenz ist kein Schutz; viele junge Frauen (und zunehmend Männer), die magersüchtig werden, sind gescheit, neugierig und integriert. Auch die Familien sind kein Schutz, denn die Magersucht trifft Kinder aus glücklichen und schwierigen Familien, aus gehemmten Familien und solchen, die endlos über Gefühle reden. Die Familien Magersüchtiger haben allerdings tatsächlich gewisse Gemeinsamkeiten: eine Geschichte von Essstörungen, Angst- oder Zwangsneurosen. Oder alles zusammen.

Ich habe nie Magersucht gehabt, aber ich kenne sie gut. Ich sehe sie auf der Straße, in dem hageren, eingefallenen Gesicht, der knochigen Brust, den dünnen Armen einer ausgezehnten Frau. Ich erkenne inzwischen den ausdruckslosen Blick der Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit, die unfehlbar aus Jahren des Hungerns entsteht. Dann denke ich: *Das hätte meine Tochter sein können*. Aber sie war es nicht. Sie ist es nicht. Wenn ich irgendetwas dabei zu sagen habe, wird sie es nicht sein.

Dies ist die Geschichte unserer Familie. Bei Kitty wurde im Juni 2005 Anorexie diagnostiziert. Zwei Monate später begannen wir mit der familienbasierten Therapie (FBT), auch als Maudsley-Methode bekannt, um ihre Genesung zu unterstüt-

zen. Das war der Beginn des schwersten Jahres, das wir alle je erlebt haben. In diesem Jahr erfuhr ich, wie tapfer meine Tochter ist. Fünf oder sechs Mal am Tag saß sie am Tisch, bekämpfte Panik und Schuldgefühle, Angst und Wahnvorstellungen und körperliche Schmerzen – und machte weiter, bis sie wieder am Ende des Tunnels herauskam. Nachdem sie monatelang verloren war, kehrte sie zu uns und zu sich selbst zurück, und die Welt bekam wieder Farben und Klänge und hatte wieder einen Sinn.

Zwischen drei und sechs Prozent aller Teenager schlagen sich mit einer Essstörung herum, sei es Anorexie, Bulimie, Esssucht oder die allzu häufige unspezifische »Essstörung«. Viele kämpfen mit anderen schlimmen Krankheiten mentaler oder körperlicher Art: Schizophrenie, bipolare Störung, Depression und Angststörung, Autismus, Mukoviszidose, Epilepsie, Autoimmunkrankheiten.

In der westlichen Welt herrschte lange Zeit eine Tendenz vor, Familien für die Krankheiten ihrer Kinder verantwortlich zu machen. Während ich dieses Buch schrieb, veröffentlichte die *Academy for Eating Disorders* ein Positionspapier, dessen Erstellung zwei Jahre dauerte und das die Meinung vertritt, bei der Entstehung und Fortdauer einer Essstörung könnten »familiäre Faktoren« eine Rolle spielen. Weiter unten heißt es aber: »Nach dem Stand der Forschung kann die Meinung nicht aufrechterhalten werden, die Familie sei der einzige oder auch nur der wichtigste Mechanismus, der dem Krankheitsrisiko zugrunde liegt. Daher wehrt sich die AED massiv gegen jedes ätiologische Modell von Essstörungen, in dem familiäre Einflüsse als Auslöser für *Anorexia nervosa* oder Bulimie angesehen werden, und verurteilt generalisierende Behauptungen, die implizieren, die Familien trügen die Schuld an der Erkrankung ihrer Kinder.«

Das Positionspapier der AED ist ein Schritt in die richtige Richtung – wie er in Bezug auf Krankheiten wie Schizophrenie und Autismus bereits erfolgt ist, wo die biologischen Ursachen und Mechanismen der Krankheiten allgemein akzeptiert sind. Auch in Bezug auf Essstörungen werden wir irgendwann dahin kommen, es wird nur noch eine Weile dauern.

Ein Signal, das zu Hoffnung Anlass gibt, ist die zunehmende Verfügbarkeit der familienbasierten Therapie, die darauf Wert legt, dass Eltern und Kinder an einem Strang ziehen, statt dass man sie trennt, wie es zuvor die Regel war. Dieser grundlegende Wandel ist kein Spezifikum der Essstörungen, aber er ist besonders ermutigend in Anbetracht einer mehr als hundertjährigen Geschichte, in der Eltern die Schuld an der Magersucht oder Bulimie ihrer Kinder gegeben wurde. Während ich dieses Buch schrieb, wurden im Kinderkrankenhaus in Westmead, Australien, zwei Familienstationen eröffnet, wo Eltern und Geschwister von Kindern, die wegen Magersucht behandelt werden, im Krankenhaus wohnen können. »Es macht einem acht- oder neunjährigen Kind große Angst, wochenlang von zu Hause getrennt im Krankenhaus zu sein«, sagt der Direktor, Dr. Sloane Madden. »Wenn die gesamte Familie stationär behandelt wird, entsteht eine freundlichere und privatere Atmosphäre, und die Situation gleicht mehr jener zu Hause, wenn sie entlassen werden.«

Ich bin überzeugt, dass wir uns mitten in einem Kulturwandel befinden, was unsere Betrachtungsweise der Familie angeht. Natürlich haben die Eltern einen enormen Einfluss auf ihre Kinder, im Guten wie im Schlechten. Die Erfahrungen, die man während der Kindheit und Adoleszenz macht, können das Leben tief greifend formen. Aber inzwischen nehmen wir andere Faktoren deutlicher wahr, von der genetischen Veranlagung bis zur Biologie, vom Einfluss der Altersgruppe

bis zu den Medien. Und wir wissen inzwischen, dass selbst unvollkommene Familien – und sind wir nicht alle unvollkommen? – ein Kind während einer der höllischsten Erfahrungen seines Lebens effektiv unterstützen können.

Dieses Buch wendet sich daher an Familien, deren Kinder nicht nur mit Essstörungen, sondern auch mit Depression, Angststörung, Schizophrenie, Autismus, bipolarer Störung oder einer anderen der vielen Krankheiten zu kämpfen haben, die den Charakter des Familienlebens dauerhaft verändern. Seien Sie gewiss, dass Sie nicht die Schuld tragen, dass Sie nicht allein sind und dass Sie für das Leben Ihres Kindes enorm wichtig sind.

{ KAPITEL 1 }

Hinab ins Kaninchenloch

Hungern hat Auswirkungen auf den gesamten Organismus, und seine Folgen können im Bezugsrahmen von Anatomie, Biochemie, Physiologie und Psychologie beschrieben werden.

ANCEL KEYS¹

MEINE TOCHTER KITTY steht neben meinem Bett. Es ist Samstagabend, kurz vor Mitternacht, und ich versuche gerade – ohne Erfolg – einzuschlafen. Sogar im Dunkeln kann ich, noch bevor Kitty etwas sagt, spüren, dass sie sich Sorgen macht. Ich setze mich auf, schalte das Licht an, taste nach meiner Brille. Kitty presst eine Hand auf ihre Brust. »Mama?«, sagt sie, und ihre Stimme klingt so hoch, dass sich mir unmittelbar die Nackenhaare aufstellen. »Mein Herz fühlt sich komisch an.« Angst malt sich in ihren tiefen braunen Augen, die nichts mit der Besorgnis zu tun hat, die ich seit Beginn dieses Alptrahms bei ihr sehe. Vor einem, vor zwei Monaten? Ich kann mich an keinen Anfang erinnern, an keine deutliche Trennlinie zwi-

schen vorher und nachher. Es gibt nur jetzt. Und jetzt ist plötzlich alles andere als gut.

»Inwiefern komisch?«, frage ich und lege meinen Arm um ihren schmalen Rücken. Ich könnte sie mühelos hochheben. Ich könnte mit ihr auf dem Arm rennen.

Kitty schüttelt den Kopf. Sie schließt die Augen, die in ihrem hageren Gesicht riesig wirken, und bohrt ihr spitzes Kinn in meine Schulter, während ich zum Telefon greife, um die Kinderärztin anzurufen. Irgendwie weiß ich, dass heute Nacht mehr nötig ist als beruhigende Worte.

Frau Dr. Beth, wie ich sie nennen will, ruft sofort zurück und rät mir, Kitty in die Notaufnahme zu bringen. Sie wird uns dort ankündigen und das Personal über Kitty informieren. Damit meint sie Kittys Magersucht. Ich schnappe mir Kittys Sweatshirt, denn sie friert, obwohl wir 31 Grad haben. Ich schlüpfte in meine Schuhe (eine Sandale und einen Turnschuh, wie ich später feststelle) und wecke Jamie, meinen Mann. Er will mitkommen, aber jemand muss bei Emma, unserer schlafenden zehnjährigen Tochter, bleiben. »Ruf mich an, sobald du etwas weißt«, sagt er, und schon bin ich zur Tür hinaus, die Autoreifen quietschen auf den regennassen Straßen unserer kleinen Stadt im Mittleren Westen.

Sechs Monate früher wusste ich kaum, was Magersucht ist. Vor sechs Monaten schien bei meiner Tochter Kitty alles hervorragend zu laufen: Sie war eine Einserschülerin und Turnier-Kunstturnerin; sie liebte ihre Freundinnen, Bücher, Pferde und jede Art von Abenteuer, mehr oder weniger in dieser Reihenfolge. Eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften seit Kleinkindzeiten war immer ihre Vernünftigkeit. Diese Eigenschaft zeigte sich wieder und wieder, selbst in Augenblicken, in denen ich erwartete, dass sie unvernünftig sein würde – mit zwei Jahren, als man ihr klarmachte, dass sie eine

bestimmte Puppe nicht gekauft bekäme, mit fünf, als sie von einer langen Zugfahrt erschöpft war. Ich habe immer wieder beobachtet, wie ihr Kopf mit ihren Gefühlen kämpfte, und beinahe immer siegte die Vernunft, was mir in all den Jahren hin und wieder sogar Sorgen bereitete: *Sollten* Kleinkinder nicht hin und wieder unvernünftig sein? Müssen Kinder nicht das Trotzalter durchlaufen und mit zwölf rebellisch sein?

Daher ist die Unvernunft, die Kitty neuerdings an den Tag legt, wenn es ums Essen geht, umso verwirrender. Wir reden immer wieder darüber: Dass ihr Körper Brennstoff braucht, um funktionieren zu können, vor allem, da sie Sportlerin ist. Dass Essen gut für sie ist und man keine Angst davor zu haben braucht. Dass der Mensch alles in Maßen essen soll und darf. Einschließlich Nachtisch.

Selbst jetzt verstehe ich eigentlich nicht, warum Kitty nicht wie früher einfach die Gabel in die Hand nehmen und essen kann, warum sie auf einmal besessen ist von Kalorien und vom Dickwerden. Sie ist noch nie dick gewesen, niemand hat sich je wegen ihres Gewichts über sie lustig gemacht. Sie hat immer gern gegessen. Eine unserer beliebtesten Familiengeschichten handelt davon, wie Kitty mit vier Jahren im Restaurant eine Riesenschüssel Muscheln bestellte und alle verschlang, wobei sie die glänzenden dunklen Muschelschalen alle einzeln ausleckte. Der Koch kam eigens aus der Küche, um sich das Kind mit dem erwachsenen Geschmack anzuschauen, und ließ ihr zur Belohnung eine Schale Schokoladeneis bringen, die sie auch noch aufaß.

Ich kann es immer noch nicht verstehen, aber ich weiß es allmählich. Ich bin vertraut mit dem Gefühl, wie sich mein Magen zusammenzieht, wenn wir uns an den Tisch setzen und Kitty nicht isst. Ich kann allmählich voraussagen, wie jede Mahlzeit verlaufen wird: Jamie und ich wechseln einander ab,

unsere Tochter mit Schmeicheln, Bitten, Befehlen zum Essen zu bringen, und sie wird alles, was wir sagen, beiseiteschieben – wie ein Fechter einen Ausfall pariert. Sie wird ein paar Bissen Salat und eine Handvoll trockener Glasnudeln essen. Sie wird sechs Weintrauben abzählen und sie unendlich langsam zu sich nehmen, sie einzeln in Streifen reißen und auslutschen. Sie wird ihre Milch in den Ausguss schütten, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, und sich nur fünf Schluck Wasser gönnen.

Und nach dem Ende der Mahlzeit wird sie die Treppe hochgehen und in ihrem Zimmer hundert Extra-Sit-ups machen als Buße für die Sünde, dass sie diese Brösel gegessen hat. Die nicht einmal einen Hund am Leben erhalten könnten.

Die auch *sie* nicht am Leben erhalten können.

Kitty sitzt neben mir auf dem Beifahrersitz, ihre glatten blonden Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie sieht klein und verloren aus in dem übergroßen Sweatshirt, das ihr vor sechs Monaten noch gepasst hat. »Mir ist schwindlig, Mama«, murmelt sie. Ich halte mit einer Hand das Lenkrad, mit der anderen sie, als könnte ich sie so daran hindern, wegzufliegen. Mein Hirn ist wie halbiert, ein Teil achtet auf die Straße, tritt Gaspedal und Bremse, der andere denkt fortwährend: *Stirb mir nicht. Bitte stirb nicht.*

Die Schwester wartet schon, als wir in die Notaufnahme hasten. Innerhalb von Minuten liegt meine Tochter ohne Sweatshirt auf einer fahrbaren Liege, ans EKG angeschlossen. Kitty zittert in dem klimatisierten Raum, auf ihren Armen, die so dünn aussehen wie Eisstiele, entsteht eine Gänsehaut. Sie umklammert meine Hand so fest, dass ihre scharfen Fingerknochen blaue Flecken hinterlassen, während die Schwester das Gel aufträgt und fachmännisch die Sensoren auf ihrer Brust verteilt.

»Lass mich nicht allein«, sagt sie, und ich verspreche es ihr. Diesmal müssten sie mich in Handschellen abführen, ehe ich gehe.

Ein paar Monate zuvor hatte ich bei Kittys Routineuntersuchung mit vierzehn Jahren tatsächlich den Raum verlassen. Ich wollte eine gute Mutter sein, eine kluge Mutter, keine ängstliche Glucke. Ehrlich gesagt war ich in Sorge wegen ihres Gewichts. Sie war schon immer eher klein und zart gewesen. Mit elf hatte Kitty ein wenig zugenommen, nicht viel, nur zwei oder drei Kilo, aber sie war darüber sehr unglücklich. Zum ersten Mal sprach sie davon (jedenfalls uns gegenüber), dass sie mit ihrem Aussehen unzufrieden sei. Natürlich beruhigten Jamie und ich sie und erklärten ihr, dass ihr Körper sich damit auf die Entwicklung vorbereitete, dass sie gesund und kräftig sein würde, ganz egal, was für eine Form und Größe sie haben würde.

Damals war sie in der sechsten Klasse, dem ersten Jahr der Middle School, und im Gesundheitsunterricht lag der Schwerpunkt damals wie heute auf Fettleibigkeit. Die Sechstklässler wurden gewogen, ihr Body-Mass-Index errechnet, ihr Fett mit einem Tastzirkel gemessen. Sie lernten etwas über Kalorien und Ernährung, alles aus dem Blickwinkel der Gefährlichkeit von *zu viel*, nicht *zu wenig*. Daher überraschte es uns nicht, als Kitty eines Tages nach Hause kam und verkündete, sie würde den Nachtisch ab jetzt weglassen, denn Süßspeisen seien nicht »gesund«.

Ich fand die Idee gar nicht schlecht und lobte ihre Disziplin und Willensstärke. Wie die meisten Amerikanerinnen habe ich ein gespaltenes Verhältnis zum Essen. Wie die meisten Frauen in meiner Familie bin ich unersetzlich und mag gern Süßes. Und wie die meisten Mütter meiner Generation

wollte ich, dass meine Kinder gesünder aufwuchsen als ich selbst. Meine Kinder sollten keine Passivraucher werden, sie würden im Auto immer angeschnallt, trügen Fahrradhelme und sollten so viel biologisch angebaute Nahrungsmittel essen wie möglich. Kittys ersten Geburtstagskuchen backte ich selber, eine Kreation aus Mohrrüben und Rosinen. Ich benutzte Apfelmus statt Öl und nur ein Viertel der Zuckermenge, die im Rezept stand, weil ich nicht wollte, dass meine Kleine Geschmack für harte Sachen entwickelte. Unsere Fotos von diesem Festtag zeigen eine Schiefer-Turm-von-Pisa-Konstruktion mit einem Guss, der nur knapp den Vollkornteig bedeckte. Freundlicherweise kritisierte niemand von Kittys Großeltern den Kuchen. Aber es aß ihn auch keiner. Nicht einmal das Geburtstagskind. Nicht einmal ich.

Seitdem hatten sich meine Ansichten entwickelt. »In der Mitte wirst du am sichersten gehen«, wie Aristoteles sagte. Dennoch aßen wir wahrscheinlich zu viel Zucker; in diesem Fall wäre weniger vielleicht tatsächlich mehr gewesen.

Hätte ich geahnt, was vor uns lag, hätte ich nach jeder Mahlzeit ein Dessert serviert. Ich hätte eine Eismaschine gekauft und das Konditorhandwerk erlernt, ich hätte wöchentlich Brownies und Plätzchen gebacken. Nein, jeden Tag. Menschenskind – ich hätte vielleicht eine Bäckerei aufgemacht.

Kittys Sorgen, sie könnte zu dick sein, schienen sich Ende der sechsten Klasse in Luft aufzulösen. Sie wuchs drei Zentimeter und entwickelte etwas Muskulatur, nachdem sie einer Turnmannschaft beigetreten war. Aber bei ihrer Routineuntersuchung im Dezember wog sie ein halbes Pfund weniger als im Vorjahr, obwohl sie größer war.

»Ist sie zu dünn?«, fragte ich die Kinderärztin.

Frau Dr. Beth ist eine zierliche Frau, klein mit blonden Strähnen im Haar und Lachfältchen um die Augen. Sie sah

die Laborwerte und Kurven meiner Tochter genau an. Rasch brachte sie Kitty zum Lachen und befragte sie über die Schule, das Turnen und ihre Freunde. Während sie sich unterhielten, legte Frau Dr. Beth eine Wachstumskurve an und zeigte mir, dass Kitty von einem Hundertstelwert von 50 auf 42 gesunken war – kein großer Abfall, und vermutlich, so erklärte sie, nur eine Delle, ein zeitweises Absinken der Kurve. Auch zwischen neun und zehn Jahren war die Kurve in ähnlicher Weise gefallen, auch wenn sie damals nicht eigentlich Gewicht verloren hatte. Dennoch, sagte Frau Dr. Beth, bewegen wir uns höchstwahrscheinlich im Rahmen des normalen adoleszenten Wachstums.

»Sie ist einfach von Natur aus dünn«, sagte sie. Dann bat sie mich, den Raum zu verlassen, damit sie allein mit Kitty sprechen konnte. Das war auch eine Premiere, ein Zeichen von Kittys zunehmender Autonomie. Es zeigte, dass sie nun ihr eigenes Leben hatte, dass es Dinge gab, die mich als Mutter nichts mehr angingen.

Doch im Wartezimmer nahmen meine Sorgen zu statt ab, ohne dass ich wusste, warum. Wollte ich sie zu sehr beschützen? Ich sagte mir, die Ärztin müsse es besser wissen. Ich sollte stolz sein auf Kittys Reife und Vernunft. Stolz auf mich und Jamie, dass wir uns bei ihrer Erziehung so viel Mühe gegeben hatten. Wenn es mich schmerzte, dass unsere Mühe nun beinahe vorüber war, weil Kitty erwachsen wurde, dann war das ein Problem, das nur mich betraf, oder?

Warum aber fühlte ich mich so gar nicht wohl in meiner Haut?

Vier Monate vorspulen: April, Kitty war vierzehn, glänzendes blondes Haar fiel ihr über die Schultern, und ihre dunklen Augen hatten goldene Einsprengsel. Sie war unverändert neugierig, wie sie es von Geburt an war, körperlich und geistig

unternehmungslustig. Sie wollte Rechtsanwältin werden, und sie wusste auch schon, wo sie studieren würde: Columbia University, denn vor allen Dingen wollte sie in New York leben. Deshalb machte es enormen Spaß, diesen Frühling mit ihr nach New York zu fahren, nur sie und ich. Wir übernachteten bei Freunden, gingen shoppen, besuchten eine Theateraufführung. Und wir aßen: indisch, Sushi, Pasta in allen erdenklichen Variationen, cremiges Eis – viel besseres Essen als bei uns zu Hause im Mittleren Westen.

Als ich eine Woche nach der Reise die Fotos abholte, kam Kitty mir größer vor. Oder möglicherweise ein wenig dünner. Dennoch hatte sie mich auf jedem Foto untergehakt und lächelte fröhlich. Der Inbegriff glücklicher Vertrautheit.

Die Schwester in der Notaufnahme hebt den Papierstreifen und studiert die Zickzacklinien, in denen sich die Antwort verbirgt, was als Nächstes mit Kitty passieren wird. Dann bringt sie die Liege wieder in Ordnung. »Warten Sie draußen«, sagt sie energisch zu uns. »Der Doktor wird Sie holen.«

Ich ziehe Kitty die Bluse über die knochige Brust und knöpfe sie zu, schiebe ihre Arme in das Sweatshirt, wie ich es immer tat, als sie klein war, und ziehe den Reißverschluss bis oben. Das genügt nicht, um sie warm zu halten. Ich lege den Arm um sie, und sie stützt sich auf mich, als wir zum Wartezimmer zurückgehen. Hoch oben in einer Zimmerecke läuft der Fernseher ohne Ton, und wir richten unsere Blicke darauf, auf sein Flimmern und die Normalität, die er repräsentiert. Was auf dem Bildschirm zu sehen ist, könnte sehr gut aus einem ethnologischen Dokumentarfilm stammen, einem von denen, die man in Soziologie- oder Ethnologieseminaren gezeigt bekommt, wo die Andersartigkeit des Lebens auf der Leinwand unbezweifelbar vorgeführt wird, auch wenn das Drehbuch ver-

sucht, die Menschen wie unsereinen aussehen zu lassen. Jetzt sind wir die anderen, unser Leben ist unvorstellbar weit entfernt von dem bunten Leben auf dem Bildschirm. Jetzt sind wir es, die untersucht, auseinandergenommen, bemitleidet, werden.

Am Muttertag – vor gerade einmal zwei Monaten – wollten wir einen Familienausflug mit den Fahrrädern machen. Emma war seit Kurzem sicher genug auf dem Rad, um mit uns anderen mithalten zu können. Also machten wir uns an einem warmen Sonntagnachmittag auf den Weg. Wir hatten eine gemütliche Tour von etwa vierzehn Kilometern vor. Selbst mit vielen Trinkpausen hätte sie nicht länger als zwei Stunden dauern sollen. Doch kaum hatten wir den Radwanderweg, etwa 800 Meter von unserem Haus entfernt, erreicht, fing Kitty zu weinen an. Und zwar nicht nur leise schniefend, sondern laut und hysterisch schluchzend.

Wir hielten sofort an. »Was ist los?«, fragte ich. Zu Hause, vor zehn Minuten war es ihr gut gegangen. »Was fehlt dir?«

»Ich weiß nicht«, heulte sie. Sie wollte oder konnte Jamie und mir nicht sagen, was los war.

Nachdem wir zwanzig Minuten neben dem Radweg gerastet hatten, fragte Jamie: »Sollen wir nach Hause fahren?«

»Ich will doch den Muttertag nicht verderben!«, schluchzte Kitty und stieg wieder aufs Fahrrad. Wir fuhren weiter. Fünf Minuten später geschah wieder genau dasselbe. Kitty weinte und weinte, und wir standen hilflos dabei.

Nach einer Stunde hatten wir es bis zu einem kleinen Betonpavillon gebracht, der in der Mitte eines riesigen Spielplatzes stand. Der Pavillon bot den einzigen Schattenplatz weit und breit, und wir verkrochen uns unter seinem Dach, massierten Kitty den Rücken, versuchten ihr etwas zu trinken ein-

zuflößen (sie behauptete steif und fest, sie habe keinen Durst) und herauszufinden, was so plötzlich und ganz seltsam schiefgelaufen war. »Ich weiß es nicht«, sagte sie immer wieder, und die Tränen rannen ihr nur so die Wangen herab. »Ich weiß es nicht! Es tut mir leid!«

Sie wollte nicht nach Hause, aber fahren konnte sie nicht. Also saßen wir in dem Pavillon. Und saßen. Wir anderen aßen unseren Proviant und tranken unsere Wasserflaschen leer, während Kitty immer noch weinte. Die zehnjährige Emma lag auf dem Picknicktisch, zerpfückte den ersten Löwenzahn der Saison und stampfte wütend auf die Tischplatte. Allmählich verflüchtigte sich auch mein Mitgefühl. Inzwischen wünschte ich mir für den Muttertag nur noch, mit einem Buch und einem Glas Eiswasser in einem klimatisierten Raum zu sitzen. Am liebsten allein.

Zu guter Letzt schafften wir es, Kitty dazu zu überreden, wieder aufzusteigen, und radelten langsam nach Hause. Kaum waren wir da, verschwand Emma im Haus und knallte ihre Zimmertür hinter sich zu. Wie gern hätte ich das Gleiche getan! Stattdessen schob ich mein Rad in die Garage und ließ den Ständer herunterschnappen. »Erzähl mir, was dir fehlt«, sagte ich zu Kitty. »Was ist los?«

Wir setzten uns zusammen auf den Garagenboden, inmitten von Skiern, Fahrrädern, Gartenwerkzeugen und gestapelten Brettern, aus denen Jamie Möbel baute. Kitty legte ihren Kopf in meinen Schoß, wie sie es als Kleinkind immer getan hatte. In letzter Zeit wirkte sie unsicher und anschmiegsam. Ständig griff sie nach meiner Hand oder wollte Arm in Arm im Gleichschritt laufen. Sie hing herum, wenn ich kochte. War das normal? – fragte ich mich. Zogen sich Vierzehnjährige nicht angeblich von ihren Eltern zurück? Allerdings verbrachte sie auch sehr viel Zeit allein in ihrem Zimmer, wo sie

ein strenges Gymnastikprogramm absolvierte, das aus unzähligen Liegestützen, Klimmzügen und Sit-ups pro Tag bestand. Und vier- oder fünfmal in der Woche trainierte sie mit ihrer Turnmannschaft von sechs bis neun Uhr abends, was bedeutete, dass sie gegen fünf Uhr allein zu Abend aß. Wenn sie gegen halb zehn nach Hause kam, machte sie Hausaufgaben oder fiel ins Bett.

Kitty war schon immer extrem aktiv gewesen. Erst mit vier hatte sie angefangen durchzuschlafen. Vielleicht gehörte das einfach zu ihrem Charakter – hellwach, sensibel, motiviert. Wir saßen auf dem kühlen Zementboden der Garage, ich streichelte ihr Haar, und mir fiel auf, dass ihre Haut kalt und trocken war, trotz der Hitze.

»Was hast du?«, fragte ich. »Was ist los? Du kannst es mir wirklich sagen, weißt du. Ganz egal, was es ist.«

Sie presste die Augen zu, als hätte sie Schmerzen. Tränen liefen ihr die Wangen hinab. »Ich habe Angst, Mama«, flüsterte sie.

»Vor was hast du Angst?«, fragte ich.

Sie hob einen Arm und legte ihn über ihre Augen. »Erinnerst du dich, wie ich dir erzählt habe, dass unsere Spanischlehrerin eine Zwangsneurose hat?«, fragte sie. Ich nickte. Die Spanischlehrerin war in diesem Jahr Kittys Lieblingslehrerin, und wir hatten eine Menge über ihre Eigenheiten gehört.

»Und erinnerst du dich, dass sie immer die Pulte und Stühle ganz gerade aufgereiht haben muss?«, fuhr Kitty fort. »Sie sagt, wenn nicht alles in einer Reihe steht, wird sie wahnsinnig nervös und kann an nichts anderes mehr denken, bis es in Ordnung ist.«

»Ja«, sagte ich und fragte mich, worauf sie hinauswollte.

»Ich glaube, ich habe auch eine Zwangsneurose«, flüsterte sie.

Das kam ... unerwartet.

»Warum?«, fragte ich.

»Weil ich nicht aufhören kann, mir Sorgen zu machen.«

»Sorgen worüber?«

Sie schüttelte den Kopf hinter dem Schutz ihres Unterarms und sagte nichts weiter.

Ich sagte, ich hätte bemerkt, dass sie sich in letzter Zeit über irgendetwas Sorgen mache. Und es war mir tatsächlich aufgefallen, weil Kitty nie zuvor ängstlich oder besorgt gewesen war. Vorsichtig schon. Als Kleinkind hatte sie immer erst zugeschaut und gewartet, statt sich auf unbekanntes Terrain zu begeben; sie hatte wochenlang die Treppe studiert und war dann eines Tages behutsam, perfekt, einen Schritt nach dem anderen hinuntergestiegen. Aber sie liebte es, zu reisen, neue Menschen und Orte kennenzulernen. Sie war weder schüchtern noch nervös, nie hatte sie vor der Dunkelheit oder Einbrechern oder Hunden Angst gehabt. Ich hätte Kitty nie als ängstlich beschrieben, und bei Angst kenne ich mich wahrhaftig aus, denn ich habe zeit meines Lebens unter Panikattacken gelitten. Aber Kitty war ganz anders als ich. Mit acht wollte sie unbedingt in ein zweiwöchiges Ferienlager fahren und hatte überhaupt kein Heimweh.

»Vielleicht sollten wir jemanden konsultieren?«, fragte ich sie. »Ich meine wegen dieser Zwangsstörungsgeschichte.«

Noch bevor ich ausgesprochen hatte, schüttelte Kitty den Kopf. »Ich bin nicht verrückt«, meinte sie stur.

»Natürlich bist du nicht verrückt«, sagte ich. »Das hat nichts mit verrückt zu tun. Jeder braucht ab und zu ein wenig Hilfe.«

Sie sagte, sie wolle mit niemandem reden und brauche keine Hilfe. Nur mehr Mamazeit. Ich verkniff mir die Bemerkung, dass wir gerade vier Stunden zusammen verbracht hat-

ten, in denen sie nur geweint hatte. Stattdessen reichte ich ihr ein Taschentuch und meinte: »Überleg's dir noch mal ...«

Sie blinzelte. »Das geht nur mich und dich etwas an«, sagte sie. »Sonst niemanden. Versprich's mir!«

»Klar doch«, sagte ich und wusste kaum, was ich da sagte.

Sie rappelte sich auf und rannte ins Haus.

Am Abend gingen Jamie und ich dieses Gespräch immer wieder durch. Was war bloß mit Kitty los? Ihm war nicht aufgefallen, dass sie Sachen zählte oder aufreichte oder sonst irgendwelche Anzeichen einer Zwangsneurose zeigte, mir ebensowenig. Aber sie machte sich über irgendetwas Sorgen.

Vielleicht würden wir es nie erfahren. Schließlich, so sagten wir uns, war sie vierzehn, ein Alter, das eine Freundin von uns als »verlorenes Jahr« bezeichnet hatte. *Ihre* Tochter verbrachte fast ihr ganzes fünfzehntes Lebensjahr in ihrem Zimmer und kam nur heraus, um die übrigen Familienmitglieder anzuschmauzen. Eines Tages kam sie einfach wieder zum Vorschein, ihr früheres Selbst war wiederhergestellt, und sie nahm wieder am Familienleben teil.

Ich erinnerte mich an dieses Alter. Nicht für alles Geld der Welt wollte ich noch einmal vierzehn sein.

Machte Kitty pubertäre Angstzustände durch, die von Hormonen ausgelöst wurden? Vielleicht. Sie hatte kaum Busen, ihre Periode war auch noch nicht aufgetreten. Spätentwickler sind in unser beider Familien die Norm. Außerdem brems-te das intensive Gymnastiktraining möglicherweise ihre körperliche Entwicklung. Aber das konnte doch von Vorteil sein, oder? Ich hatte einige Jahre zuvor für eine Gesundheitszeitschrift einen Artikel über Forschungsstudien geschrieben, die nachwiesen, dass bei Sportlerinnen im Teenageralter, deren Menstruation später eintritt, das Brustkrebsrisiko signifikant geringer ist, und Brustkrebs liegt bei uns in der Familie.

Schließlich kamen Jamie und ich zu dem Schluss, dass wir uns keine allzu großen Sorgen machen sollten. Kitty war ein kluges Mädchen, gescheit auf eine Weise, wie ich es in ihrem Alter ganz bestimmt nicht war. Sie wurde einfach nur erwachsen. Wir einigten uns darauf, die Augen offen zu halten, wobei wir allerdings keine Ahnung hatten, worauf zu achten war.

Und dennoch. Die meisten Eltern eines magersüchtigen Kindes können sich an einen Tag erinnern, von dem sie meinen, sie hätten etwas unternehmen können, es aber unterlassen. Einen Tag, an dem ihnen klar wurde, dass irgendetwas sehr falsch läuft, das sie nicht benennen, sondern nur empfinden können – ein Prickeln im Nacken, eine Gänsehaut auf den Armen, irgendetwas in ihnen, das Gefahr signalisierte. Bei mir war das der nächste Tag, der Montag nach dem Muttertag, als Kitty mich im Büro anrief, um zu fragen, was wir am Freitag zu Abend essen würden, *in fünf Tagen*. So etwas hatte sie noch nie gemacht, ich war einfach perplex.

»Ich weiß nicht einmal, was wir heute Abend essen«, sagte ich lachend. Vielleicht machte sie ja Spaß.

»Ich muss das wissen«, sagte sie. »Warum kannst du es mir nicht sagen?«

Ich wünschte, ich hätte dem verzweifelten Ton in ihrer Stimme mehr Beachtung geschenkt, die Angst hinter dieser seltsamen, insistierenden Befragung bemerkt. Was wäre geschehen, wenn ich noch am selben Tag einen Termin ausgemacht hätte, um »jemanden zu konsultieren?« Hätte dieser Jemand gesehen, was wir noch nicht sehen konnten?

Ich werde es nie erfahren, denn statt einen solchen Anruf zu tätigen, ärgerte ich mich. Ich bin noch nie gut gewesen in der Planung von Mahlzeiten, sondern wühle lieber im Kühlschrank und werfe dann irgendetwas ad hoc zusammen. Als Kitty mich immer weiter bedrängte und sich überhaupt nicht

abwimmeln ließ, sagte ich schließlich ungehalten: »Spaghetti, okay? Dann essen wir eben Spaghetti am Freitagabend.« Und nachdem sie das so weit beruhigte, dass sie auflegen konnte, vergaß ich die Geschichte.

Eigentlich doch nicht. Einige Tage später fuhr ich auf dem Heimweg von der Arbeit bei der Bibliothek vorbei und lieh mir ein Video mit dem Titel *Dying to be Thin* aus. Ich hatte nicht danach gesucht, und ich könnte gar nicht sagen, warum ich es auslieh. Ich nahm es mit nach Hause und legte es auf meinen Schreibtisch im Wohnzimmer, wo es rasch unter einem Haufen Papiere verschwand. Dort lag es wochenlang, weit über das Rückgabedatum hinaus, ohne dass ich es je angeschaut hätte.

Später erzählte Emma mir, sie habe das Video auf meinem Schreibtisch gesehen und sofort gewusst, dass Kitty Mager sucht hatte. »Warum hättest du es sonst aus der Bibliothek geholt?«, fragte sie mit der unanfechtbaren Logik einer Zehnjährigen.

Hätte ich doch bloß auf meine eigenen Signale geachtet!

Im Lauf des Mai wurde Kittys Stimmung immer schlechter. Sie weinte öfter, war in einem Augenblick aufsässig und klammerte sich im nächsten an mich. Sie machte ihre Hausaufgaben wie gewöhnlich. Was die Schule angeht, war sie immer diszipliniert gewesen. Zu diszipliniert. Etwas Schlechteres als eine Eins für den kleinsten Test konnte bei ihr eine Angstspirale in Sachen College und Jurastudium auslösen. In ihren vergnügteren Momenten redete sie endlos über ihre neue Leidenschaft für das Kochen. »Mama, ich will eine Essenseinladung für deinen Geburtstag machen!«, verkündete sie eines Tages. Mein Geburtstag ist im Oktober, aber das hinderte sie nicht, ausgefeilte Pläne zu schmieden – ein Abendessen für 30 Personen mit Tischkarten und feiner Garderobe. Sie studierte stundenlang Kochbücher, markierte die

Seiten mit gelben Post-its und machte Zutatenlisten – Hummer, Junghuhn, Crème fraîche, Estragon, Butter. Sie rief mich in der Redaktion meiner Zeitschrift an, um mir viergängige Menüs vorzutragen, die man nur in einem Küchenstudio hätte kochen können. Sie ließ sich abends auf mein Bett fallen, um zu beraten, was besser sei, Langusten oder Krabben, süße oder französische Butter. Sie wollte das *Gourmetmagazin* abonnieren.

Ich hatte versucht, Kitty von Kindesbeinen an in das Kochen einzubeziehen – ohne Erfolg. Konnte es möglich sein, dass ein Kind, das nie das geringste Interesse am Plätzchenbacken gezeigt hatte, plötzlich eine Béchamelsauce faszinierend fand? Vielleicht hatte ich sie die ganzen Jahre einfach nur gelangweilt mit meinen ordinären Vorschlägen für Brownies oder Spaghetti, und jetzt kamen ihre Feinschmeckerfähigkeiten zum Vorschein. Das fühlte sich zwar nicht wie die richtige Erklärung an, was konnte es aber sonst sein?

Ich wurde argwöhnisch – ich wusste nicht, gegen was –, und dann wieder stellte ich meinen Argwohn infrage. Ich hatte das Kochen immer praktisch gesehen, Eintöpfe lagen mir mehr als elaborierte Menüs. Fühlte ich mich bedroht durch Kittys neue Kochkenntnisse? Was war ich bloß für eine Mutter, wenn mir ihr neues Interesse unheimlich vorkam? Warum konnte ich es nicht einfach unterstützen? Gespräche über Essen waren das Einzige, was ihre Augen zum Leuchten brachte. Sogar das Turnen, das sie in den letzten Jahren so geliebt hatte, wirkte seit einiger Zeit eher wie eine ungeliebte Pflicht, nicht wie ein Vergnügen.

Bedenklicher Weise aß sie aber nicht, was sie kochte. Hier ein bisschen knabbern, da ein wenig probieren, das war alles. Sie hatte immer ihre Gründe: Das eine Gericht drehte ihr den Magen herum, für das andere war sie nicht in der richtigen

Stimmung. Jamie, Emma und ich aßen, was sie kochte, und es war köstlich. Doch Kittys Verhalten hinterließ einen bitteren Nachgeschmack.

Ich fing an, sie zu beobachten. Ich beobachtete, was sie aß und was nicht. Ich beobachtete, wie sich an einem sonnigen Nachmittag auf ihren Armen Gänsehaut bildete. Wie ihr Kopf plötzlich zu groß wirkte für ihren Körper.

Bei der Abschlussfeier nach der Middle School (Schulform in den USA, die nur die Klassen 5 bis 8 umfasst; Anm. d. Üb.) Anfang Juni trug Kitty ein knallorangenes Trägerkleid, das sie sich von einer Nachbarin geliehen hatte. In der vollbesetzten Turnhalle sah ich meine Tochter aus der Entfernung mit ganz anderen Augen, außerhalb des gewohnten Lebenszusammenhangs, und was ich da sah, verursachte mir Herzklopfen. In einem Saal voller Achtklässler war sie bei Weitem das dünnste Mädchen von allen.

Während die anderen Eltern auf den Tribünen klatschten und jubelten, saßen Jamie und ich wie isoliert da. Es war, als hätte jemand den Ton abgeschaltet. Als ich wagte, meinen Mann anzuschauen, sah ich mein eigenes Entsetzen in seinen Augen gespiegelt. Wir sagten kein Wort, das war nicht nötig. Am nächsten Morgen rief ich in der Praxis von Dr. Beth an und nahm den nächstmöglichen Termin – Ende Juni, drei Wochen später.

Hätte ich gesagt, es handle sich um einen Notfall, wären wir früher drangekommen, aber ich hatte eine seltsame Schicksalsgläubigkeit dem Termin gegenüber. Wir würden den Termin nehmen, den sie uns gaben, und bis dahin würde ich aufhören, mir Sorgen zu machen. Aufhören, daran zu denken. Auf einer bestimmten Ebene war mir alles klar, aber ich wollte es nicht wissen. Ich war mit der Magie der Verdrängung beschäftigt. *Wenn ich mich nicht darüber aufrege, wird es*

schon nichts Schlimmes sein. Ich bin Schriftstellerin. Dinge in Worte zu kleiden, ist nicht nur mein Beruf, es ist auch meine Art, die Welt zu erfahren und zu verarbeiten. Aber über das, was mit Kitty nicht stimmte, dachte ich nicht in Worten nach, und ich sprach es schon gar nicht aus.

In den folgenden drei Wochen benahmen Jamie und ich uns wie Reisende, die auf einer kleinen abgelegenen Insel gestrandet sind. Wir wussten, dass das große Schiff kommen und dass danach alles anders sein würde. Wir fürchteten die Veränderung, die auf uns zukam, sehnten sie aber auch herbei, und so lebten wir drei Wochen lang in einer Art Vorhölle, in der Zeit zwischen *vorher* und *nachher*.

Für gewöhnlich spreche ich mit Jamie über alles – in unserer Beziehung bin ich die Gesprächige. Das Reden mit ihm hilft mir, herauszufinden, was ich denke und fühle. Und in den mehr als zwanzig Jahren, die wir schon zusammen sind, hat mein Mann den Prozess, alles und jedes zu bereden, schätzen gelernt und nimmt gern daran teil. Aber ich redete nicht über Kitty mit ihm. Ich konnte einige meiner Gefühle in seinem Gesicht gespiegelt sehen – Angst, Nervosität, Hoffnung –, aber er brachte sie nicht zur Sprache, und ich stellte keine Fragen. Ich wartete sehnsüchtig auf den Arzttermin, an dem Kittys Ärztin sagen würde, was mit unserem Kind los war und was wir tun sollten. Und zugleich fürchtete ich mich vor dem Augenblick, in dem ich das Wort aussprechen musste, das ich wochenlang in meinem Kopf verdrängt hatte.

Aber ich wusste inzwischen selbst, was los war. Es ließ sich nicht verdrängen. Ich sah, dass Kitty sich zu Tode hungerte. Ich wusste nur einfach nicht, was ich dagegen tun sollte. Ich kochte ihre Lieblingsgerichte und sah frustriert zu, wie sie den Teller wegschob oder zwei Bissen nahm und dann behauptete, dass sie satt sei. Ich wurde wütend. Ich wollte sie gleichzeitig

schütteln und umarmen. Ich wollte schreien: »Ich versteh es nicht!« Denn genau so war es.

Mitte Juni machten wir alle zusammen Ferien auf Door County, einer Halbinsel, die in den Lake Michigan hineinragt wie der Daumen eines Handschuhs. Unsere Unterkunft war kalt und wenig komfortabel. Kitty trug die ganze Woche lang alle Kleidungsstücke übereinander, die sie mitgebracht hatte, dennoch klapperte sie mit den Zähnen. Da wir meistens in Restaurants aßen, wollten wir keine Szene machen wegen ihres Essens oder vielmehr Nichtessens, daher aß sie noch weniger als sonst. Wir waren alle erleichtert, als der Abreisetag kam.

Ich erwartete ständig, dass Hunger und Unterernährung sich bemerkbar machen und zu ihrem Zusammenbruch führen würden. Aber Kitty fuhr mit ihrem anstrengenden Stundenplan fort: an vier Abenden in der Woche Gymnastiktraining und tagsüber ein Trainingslager für Turnerinnen. Dass sie so gut funktionierte, verwirrte mich. Wie schlimm oder nicht schlimm stand es um sie, wenn sie all das schaffte? Vielleicht, dachte ich, brauchte Kitty nicht so viel Nahrung wie andere Leute.

Im Rückblick begreife ich, dass nicht nur Kitty, sondern auch Jamie und ich unter der Fuchtel einer Essstörung standen. Auch unser Denken war verzerrt, von Furcht und Sorge, Verwirrung und Hoffnung. Das ist eine der merkwürdigsten Eigenschaften von Essstörungen: Sie betreffen nicht nur die Person, die tatsächlich darunter leidet, sondern ihre gesamte Umgebung. Sie sind so hinterhältig und gegen den normalen Menschenverstand, dass das Gehirn sie einfach nicht einordnen kann. Es ist wie ein Phänomen, das sich *edge induction* nennt; dabei füllt das Gehirn optische Lücken in einer Szenerie, die schlecht beleuchtet und schwer zu interpretieren ist. Irgendwie sehen wir, was wir erwarten oder sehen wollen.

Ich wusste ganz genau, was ich sehen wollte: Mit Kitty sollte alles in Ordnung sein. Sie sollte kein Problem haben.

Nur konnte ich nicht daran glauben.

Ende Juni war der Sommer heiß und schwül geworden, die Sorte Wetter, die einem die Lungen zusammenzieht und alles auf ein träumerisches Unterwassertempo verlangsamt. Unser Haus besaß keine Klimaanlage, dennoch trug Kitty eine Jacke und lange Hosen, selbst im Bett. Wir waren alle reizbar und angespannt. Mehr als einmal rannte Emma vom Esstisch fort und hielt sich die Ohren zu, um nicht hören zu müssen, wie wir mit Kitty darüber stritten, was sie aß beziehungsweise (meistens) nicht aß. Das waren jetzt richtige Schlachten, und wir verloren jede einzelne. Wir konnten Kitty nie dazu bewegen, auch nur einen Bissen mehr zu essen, als sie sich vorgenommen hatte.

Früher war das gemeinsame Abendessen ein Ritual gewesen, auf das ich mich freute, ein familiäres Zusammensein, wo geredet und gelacht wurde. Jetzt graute mir davor. Ich entwickelte einen pawlowschen Reflex, wenn die Abendessenszeit näher kam – Kopfschmerzen, Übelkeit, schwitzende Hände – und wenn wir uns an den Tisch setzten, konnte ich selber auch nicht essen.

Ich war froh, wenn Kitty beim Training war, auch wenn ich mir Sorgen um sie machte. Ich schlief mit Sorgen ein und wachte mit Sorgen auf, und am Tag unseres Arzttermins war meine Aufregung fast ebenso groß wie die Kittys. Ihre Angst ließ sich nun nicht mehr verleugnen. Eine geschlagene Stunde lang jammerte sie über die Kleidungsfrage, und was dort passieren würde. »Frau Dr. Beth wird uns helfen, dir zu helfen«, erklärte ich ihr wieder und wieder und hoffte dabei, dass es stimmte.